Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 19 (1915-1916)
Heft: 3

Artikel: Friede auf Erden
Autor: Schmitthenner, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661467

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hintersten, verlorensten Gäßchen der Alt-Stadt, auf welche die wuchtigen Türme des alten Grafen-Schlosses majestätisch herniederschauen, findet endlich auch der Markt sein Ende. Es ist unbeschreiblich, welch altes Gerümpel hier an den Ausläufern des Marktes ans Tageslicht befördert und zum Kaufe angeboten wird. Ein Eldorado für den Antiquitäten-Liebhaber. Im raschen Vorbeigehen sah ich folgende Stücke in buntem Durcheinander: Halbausrangierte Weinpressen, neben Pferdegeschirr, das schon Jahre lang seinen Dienst getan hat, verrostete Vogelkäfige und alte Öllampen aus der Großväterzeit. Spinnräder, Nachttischchen, Kinderbetten mit wenig anmächligen Matratzen, und inmitten all' der unbeschreiblichen Herrlichkeit sitzt die Verkäuferin, den Säugling an der Brust und läßt sich in ihrem Geschäft durch die Kommenden und Gehenden nicht im geringsten stören.

So wogt und wälzt sich der Menschenstrom am Markttage durch die engen Straßen der Altstadt, und am Nachmittag tun sie sich gütlich aus dem gewonnenen Erlös. Und aus den finstern Schenkstuben unter den wuchtigen Arkaden tönt fröhlicher Gesang und manchmal auch wüster Lärm.

Herbst.

Traumtrunken schwebt im Birkenhain
Vom jungfrauschlanken Stamme,
Rotgolden fällt am Buchenrain
Des Laubes satte Flamme.

Verloren schaut am Wiesenbach
Die blaße Herbstzeitlose
Dem schwimmenden Geblätter nach
Und einer welken Rose.

Und irgendwo am Birkenbach
Stand einst, wie traumgeboren,
Im Blütenfall ein Giebeldach — —
Dort ging mein Glück verloren.

Georg Hans Huber.

Friede auf Erden.

Von Adolf Schmitthenner.

Es gibt ein Dörflein, liegt also fernab von aller Welt, daß gute und schlechte Mär zwei Monate später dorthin kommt als sonst an irgend einen Fleck in deutschen Landen. So geschah es, daß man um die Weihnachtszeit des Jahres 1648 in selbigem Dorfe noch nicht wußte, daß nach dreißigjährigem Kriegsjammer Friede worden war im Vaterland, und doch hatten die Herren Gesandten zu Münster und Osnabrück schon am 25. Oktober mit

umständlicher Feierlichkeit das letzte große Punktum gesetzt. Bald nach Martini zwar ist ein fahrender Geselle gekommen, der erzählte im Wirtshaus, es sei Fried im Reich, und er selber habe gesehen, wie die Bauern drunten am Strom auf der Heerstraße ihre Schweine zu Markt getrieben hätten; aber niemand glaubte es ihm. Einer holte den alten Schulmeister. Der fühlte dem Fremden auf den Zahn durch allerlei Fragen. Als der Geselle erzählte, daß er auf der hohen Schule zu Padua gewesen sei, und daß man dort jetzt den Stoßdegen unter dem Rockschoße trage, da raunte der Schulmeister den andern zu: Traut ihm nicht, 's ist ein Lateinischer, und schier gar hätte der Wandersmann für seine Friedensbotschaft noch Schläge bekommen.

So wähnten sich die Leute mitten im Krieg. Wer etwas in Feld oder Wald zu schaffen hatte, nahm einen guten Gesellen mit. Abwechselnd trugen sie das Feuerrohr, und ehe sie an die Arbeit gingen, suchten sie das Umland ab; während der eine Holz machte oder ackerte, stand der andere auf Wache. Einigemale hatten sich Gewaffnete gezeigt; die wurden durch Schüsse vertrieben. Ob es versprengte Soldaten waren oder Raubgesindel, wußte man nicht. Allsonntäglich fügte der Pfarrer dem großen Kirchengebet die Bitte um den edeln Frieden bei, und fast alle andermal ließ er sein Lieblingslied singen: Ach Gott vom Himmel sieh darein und laß dich es erbarmen. Er war stimmlos, seit ihm die Kroaten den Schwedentrunk mit heißem Wasser gegeben hatten, und er hatte seitdem keine gute Stunde mehr. Aber er versah noch sein Dienstlein, und die Leute verstanden ihren Hirten, auch konnten sie sich alle nah zu ihm heransetzen. Krieg, Pest und Hunger hatten aufgeräumt.

So war der Tag vor dem Christfest herangekommen. Niemand dachte mehr an die Friedensbotschaft des Lateinischen. Nur eine hatte sie nicht vergessen. Das war des Nachtwächters alte Mutter. Sie hatte vor fünf Jahren ein böses Gelübde getan. Das quälte sie jetzt, denn sie lag im Sterben. Es war an einem Wintertag, da trugen sie ihr den Mann tot ins Haus. Vorüberspreng ende Reiter hatten ihn aus Mutwillen geschossen, als er auf einem gefällten Stamme saß und sein Brot verzehrte. Damals fluchte sie dem Herrgott, weil er solch himmelschreienden Greuel geschehen ließ, und sie gelobte, nicht mehr zum Nachtmahl zu gehen, solange der Krieg währe. Jetzt lag sie krank zu Bett und wußte, daß sie sterben müsse, und sehnte sich nach der heiligen Kost. Aber als der Pfarrer ihr zuredete, sie solle der Sehnsucht Genüge tun, denn ihr Gelübde sei gottlos gewesen, da wandte sie sich zur Mauer und gab keine Antwort.

Heute nun warf sie sich unruhig auf ihrem Lager herum. Der Husten quälte sie, und noch etwas. Mein Vater selig ist auf den Christtag gestorben, sagte sie in der Frühe. Nach einer Weile stöhnte sie auf.

Was ist Euch, Mutter? fragte der Sohn und eilte ans Bett.

Man ist doch auch ein Christenmensch! flüsterte sie.

Morgen ist Nachtmahl in der Gemeinde, fing der Sohn wieder an, wollt Ihr nicht auch, Mutter?

Da fragte sie mit hastiger Stimme: Ist Fried im Land?

Der Nachtwächter schüttelte traurig den Kopf. Wir erleben's nimmer, Mutter, Ihr nicht und ich nicht. Und er ging zur Tür hinaus.

Da trat ihr Enkelsohn an das Bett, ein baumlanger Kerl. Er war hinter dem Ofen gesessen und hatte an einem Span geschnitzt. Ich will in die Stadt gehen, Altmutter, und fragen, ob Krieg oder Fried ist. Morgen früh bin ich wieder da.

Ja, geh, flüsterte die Kranke in fliegender Hast. Geh, ehe dein Vater kommt, er leidet's sonst nicht.

Wen soll ich fragen, Altmutter?

Im Torturm wohnt der Waibel. Seine Frau ist mein Patenkind. Die frag, die weiß es. Sie hat von mir ein silbern Salzfaß zur Aussteuer. Das soll sie dir geben zum Zeugnis der Wahrheit, wenn Fried ist im Land. Geh, nimm deines Vaters Spieß mit, der Wolf —

Aber der Junge hörte nicht mehr. Schon eilte er den Berg hinab der Waldschlucht zu.

Sechs Stunden war es bis zur Stadt. Der Weg dahin führte durch einsame Heide und wilden Wald, vorbei an ausgebrannten Mühlen und verlassenen Dörfern; dann stieg er hinunter ins breite, offne Tal an den großen Strom, wo die Heerstraße lief und die Städte lagen. Durch Wald und Heide trabte der Wolf, und durchs Tal zog Mordgesindel jahraus jahrein, solches mit der roten Feder und solches mit der Sturmhaube, Schnapphähne und Soldaten.

Den Tag über lag die Alte still. Als der Sohn das Mittagsmahl kochte — es war kein Frauensbild weiter im Haus —, fragte er: Wo steckt denn der Bub? Aber er fragte mehr sich selbst als seine Mutter, und diese schwieg. Der Abend dämmerte. Da schaute der Mann besorgt nach in Stall und Scheune, blickte die Dorfstraße hinauf und kehrte stumm in die Stube zurück. Er setzte sich auf die Ofenbank. Es wurde finster. Die Mutter stöhnte. Wollt Ihr was? fragte der Sohn von der Bank her.

Er wird in die Stadt sein, jammerte die Kranke.

Der Bub? rief entsetzt der Mann.

Er will fragen, ob Fried ist im Land.

Mutter, schrie der Sohn, Euch rechn' ichs zu, wenn er mir verdirbt!

Die Kranke murmelte Unverständliches. Ihre Zähne schlugen zusammen. Beide schwiegen. Es wurde völlige Nacht in der Stube. Nur die Augen der Hauskatze leuchteten unter dem Ofen herauf.

Als der Orion über das Scheunendach schaute, stand der Mann auf, nahm das Horn von der Wand und verließ wortlos die Stube. Die Katze

strich ihm nach bis an die Tür, dann sprang sie auf den Fenstersims. Aber es wehte ein kalter Zug herein. Mit ein paar Sätzen war sie wieder am Ofen, legte sich auf den alten Platz, und ihre Augen leuchteten nach dem Bette der Sterbenden hinüber.

Derweil stieg der Orion höher und höher, und jetzt schauten seine Sterne in die Waldschlucht hinein gleich unten am Dorf. Wolfsloch hieß sie, und die Leute wußten, warum. Das Sternenlicht drang hinab bis auf den schmalen, finstern Grund. Dort lag eine dunkle Masse, fast regungslos, Mensch und Tier im Ringen auf Leben und Tod. Oben am Eingang der Schlucht stand der Nachtwächter und spähte hinab. Aber der Blick ging über den Knäuel hinweg, und der Kampf war lautlos; der sausende Odem der Ringenden verwehte, ehe der Lufthauch von dort heraufkam. In dem Augenblick, als der Vater sich umwandte dem Dörflein zu, tauchte aus der Tiefe der Schlucht ein irrer Blick in das blinkende Sternenlicht, und mit Himmelsgewalt schlug wie ein siegreicher Blitzstrahl ein Seelenschrei in die Unendlichkeit: Herr Gott, ich m u ß der Altmutter zum Nachtmahl helfen.

Der Nachtwächter war langsam hinaufgestiegen auf den Kirchhofhügel. Man sah dort am weitesten umher. Er spähte in die schneelose Landschaft hinaus, sein Blick weilte ein wenig bei den dunkeln Tannen, die das Wolfsloch zudeckten. Dann ging der Mann langsam über den hellen Friedhof. An einem großen Grabhügel stand er stille. Hier lagen siebzehn, die auf zwei Tage an der Pest gestorben waren. Darunter auch sein Weib und zwei Mägdlein. Ein drittes, die älteste, hatte das Kriegsvolk mitgeschleppt. Sie war nimmer heimgekommen.

Nimmer heimgekommen! Da schnürte es ihm das Herz zu. Er dachte an seinen Buben. Aber wie er nun, um von neuem zu spähen und zu lauschen, das Antlitz hob, leuchteten ihn die Sterne so mild und tröstlich an, daß ihm die Augen feucht wurden. Und mit einemmale fiel's ihm ein: Heute ist der Heiland geboren. Er schaute nach dem Stand der Gestirne. Es war um die halbe Nacht. Er nahm sein Horn und blies die zwölfte Stunde. Dann schritt er den Hügel hinab. Als er von der sternhellen Höhe in die finstere Dorfgasse getreten war, hielt er stille und hub mit lauter Stimme zu singen an:

Vom Himmel hoch da komm ich her,
Ich bring euch gute, neue Mär,
Der guten Mär bring ich so viel
Davon ich singen und sagen will.

Er wollte gerade weiter fahren: Euch ist ein Kindlein heut geboren, da sah er eine hohe Gestalt die Dorfgasse heraufkommen. So hochgewachsen ist nur einer, jauchzte sein Herz, mein Bub! Mit raschen Schritten ging er ihm entgegen. Der Bursche kam langsam, er war barhäuptig, die Arme über die Brust gefaltet. Im Schatten einer Scheune stand er still. Halb freudig, halb

verwundert trat der Vater ihm nahe. Aber ehe er fragen mochte, rief ihm der Sohn mit leiser, fremdartiger Stimme: Vater, holt den Pfarrer, die Altmutter kann zum Nachtmahl. Und flüsternd fügte er hinzu: 's ist Friede!

Friede! schrie der Mann und taumelte zurück. Friede, wiederholte er, und die Tränen stürzten ihm aus den Augen, und er zitterte wie im Fieberschauer. Eine Weile stand er in sich versunken und murmelte vor sich hin immer nur das eine Wort: Friede. Dann raffte er sich auf und ging mit großen Schritten dem Pfarrhause zu. Des Sohnes hatte er vergessen.

Der ging langsam zurück. Oft blieb er stehen und preßte die Hände auf die Brust. Aber nach kurzer Weile ging er weiter, vorbei am letzten Hause, wo die sterbende Großmutter lag. Zum Dorf hinaus dem Wolfsloch zu schleppte er sich. Was trieb ihn an den grauenvollen Ort? Wollte er dem erwürgten Feinde noch einmal ins verglaste, bluttriefende Auge schauen?

Derweil hatte der Nachtwächter mit der Klinge der Hellebarde die Tür des Pfarrhauses aufgebrochen. Seinem Klopfen war nicht geöffnet worden. Man kannte dies Pochen zur Nachtzeit. Drinnen in der Stube lag der Pfarrer auf den Knien und bat Gott um den Gnadenstoß. Da rief des Nachtwächters bekannte Stimme in die Stube hinein: Friede! Der Pfarrer sah mit stieren Augen hin, wie wenn er nichts begriffe. Meine Mutter will sterben. Gebt ihr das Nachtmahl. Fried ist im Land! Da ward dem alten Manne das Herz überwältigt. Er brach in seinem stimmlosen Flüsterton in Schluchzen aus. Es klang zum Erbarmen.

Der Nachtwächter aber ging hinüber zum Schulmeister. Mit dem Knopf der Hellebarde stieß er an den Laden: Ich bin's, macht auf!

Wo brennt's? rief der Schulmeister und öffnete den Laden.

Da legte der Nachtwächter seine Arme dem Mann um den Kopf, neigte das Antlitz ihm an die Wange und flüsterte ihm ein Wort ins Ohr. Der Schulmeister zuckte zusammen, dann weinten beide Männer Brust an Brust.

Ich muß läuten, laß mich los, sagte endlich der Schulmeister. Aber sein Geselle war seiner nicht mehr mächtig. Gewaltsam machte sich der Greis frei, weckte seine Söhne und eilte zur Kirche hinauf, während der Nachtwächter sich wieder zum Pfarrhaus wandte.

Seit vierzehn Jahren waren die Glocken stumm. Zum letztenmal hatten sie geläutet zum Weihnachtsfest nach der Nördlinger Schlacht. Dann schwiegen sie, daß nicht die Mordbuben herbeigelockt würden.

Und jetzt und jetzt schlugen sie wieder zusammen!

Was macht so? fragten die Kinder.

Es läutet, sagten die Alten. Steht auf, Kinder, 's ist Fried im Land!

Wer ist der Fried? fragten die Kinder, nimmt uns der Fried die Geiß weg, und schlagt er uns den Vater blutig?

Schweigt, Kinder, und zieht euch an und betet!

Tut der Fried so sausen? fragten die Kinder furchtsam. Aber die Mutter gab ihnen fürder keine Antwort. Da fingen sie an zu weinen und verkrochen sich, ein jedes in sein bekanntes Versteckklein, und lauschten angstvoll dem fremden Getön.

Übel klangen die Glocken. Die große war zersprungen. Gleich am Anfang des Krieges hatten die Mansfelder sie und die mittlere, die nicht mehr da war, zum Turm hinabgeworfen und mitgeschleppt. Die große fand man später im Wald. Aber auch so klang es den Alten wie Himmelsgeläute.

Und doch war keine rechte Freude. Das Andenken an das erlittene Elend stand grausig auf. Jeder gedachte seines Verlustes, und die vielen Wunden der Seele bluteten alle zusammen. Starr sahen sich die Leute an, verstört standen sie auf der Gasse umher. Aber niemand zweifelte an der Wahrheit der Botschaft.

Von zwei Männern gestützt kam der alte Pfarrer die Straße herab. Die Lore geht zum Nachtmahl, sagten sich die Leute. Viele schlossen sich an. Der Zug ging nach dem letzten Haus.

Der Pfarrer trat mit dem Nachtwächter und dem ältesten Sohn des Schulmeisters in die Stube der Sterbenden. Ein Span wurde angezündet und an der Wand befestigt. Der Sigrist bereitete das Nachtmahltischlein am Bette der Kranken. Der Pfarrer beugte sich nieder, und wie ein starkes Geräusch keuchten die klanglosen Worte: Es ist Friede; wollt Ihr jetzt zum Nachtmahl?

Da suchte die Frau angstvoll mit den Augen und tastete auf der Bettdecke herum. Wollt Ihr? wiederholte der Pfarrer. Seht, Ihr müßt sterben. Macht Friede mit Euerm Gott und ziehet hin im Frieden! Die Greisin riß die Augen auf und sah den Pfarrer starr an. Wo ist das Salzfaß? flüsterte sie. Der Nachtwächter sagte: Sie ist irr. Da trat ein harter, verschlossener Zug auf das Antlitz der Sterbenden. Ich will — stöhnte sie. Was wollt Ihr, Mutter? fragte der Sohn und nahm sie in den Arm. Ich will so sterben, hauchte sie und deutete mit der Hand nach der Mauer. Sie will der Wand zu sterben, sagte der Sohn.

In diesem Augenblicke ging die Tür auf. Ein Haufen Männer stand draußen. Sachte, langsam, riefen sie sich zu, und halb führten, halb trugen sie den Enkelsohn der Sterbenden herein. Die Kleider hingen ihm in blutigen Fetzen vom Leib; die Brust war eine Lache, aus der es dick und schwarz herausquoll. Die Männer wollten ihn in die Kammer bringen, aber mit starrem Blick sah der Todwunde nach der Großmutter Bett, und seine wankenden Beine strebten dorthin. So leiteten ihn die Männer, wohin er wollte. Er sank nieder auf das Bett, sodaß es über und über mit Blut besudelt ward. Er tastete nach der Hand, und als er sie gefunden hatte, drückte er ein Ding hinein, das seine Faust krampfhaft umschlossen gehalten hatte. Da, Altmutter,

da, murmelte er, Euer Patenkind läßt Euch grüßen und Euch sagen, es sei Fried im Land. Da ist das Salzfaß zum Zeugnis der Wahrheit.

Das Pfand war ihm entfallen im Kampfe mit dem Untier. Darum war er nochmals zurückgekehrt. Darüber waren ihm die Wunden, die er mit Moos zugestopft hatte, aufgebrochen.

Die Sterbende betastete das Salzfaß. Da leuchtete es in ihrem Antlitz selig auf. Gott sei Dank; flüsterte sie, Friede, Friede!

Sie stirbt ohne Nachtmahl, rief der Sigrist.

Sie feiert es droben, hauchte der Pfarrer. Küßt Eure Mutter noch einmal, raunte er dem Nachtwächter zu, und dann macht Euch bereit, von Euerm Sohne Abschied zu nehmen. Ihr bringt dem Frieden ein schweres Opfer.

Sie legten den Burschen sacht auf den Boden. Frauen wuschen ihm die Wunden. Der Vater legte sich neben ihm nieder und sah ihm in die brechenden Augen.

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen, raunte der Pfarrer. Da versagte ihm die Stimme. Er hatte den Buben mit den trotzigen blauen Augen lieb gehabt. Der Todeskampf begann. Der Vater hielt seinen Sohn umschlungen. Derweilen füllte sich die Stube mit Männern und Frauen. Der Kampf war nicht schwer. Jetzt war es aus. Die Weiber fingen an zu weinen. Der Pfarrer kniete nieder. Da schwiegen alle und knieten gleichfalls. Nur der Nachtwächter blieb an der Seite seines Sohnes liegen.

Der Pfarrer hub an: Ehre sei Gott in der Höhe —

Ein Schauer durchlief die Versammlung. Er hatte mit lauter Stimme gesprochen. Der Pfarrer selbst hielt entsetzt inne. Er mochte sich fürchten, von neuem zu beginnen. Endlich fuhr er fort. Erschütternd gleich dem Glockengeläute, aber rein und klangvoll schallte es durch die Stube: — und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.

Unser Süßwasserpolyp: die Hydra.

Von H. Sikora, Hamburg.

Die Knidarien oder Nesseltiere, nebst den Schwämmen die niedersten vielzelligen Tiere, die unter den Meeresbewohnern durch Artenreichtum, Formenschönheit und Farbenpracht hervorragen (man denke nur an die Quallen), haben im Süßwasser nur einen Vertreter: die Hydra. Der mit der Kleinwelt unserer Seen und Teiche weniger Vertraute darf bei diesem Namen nicht an das von Herkules erlegte vielköpfige Ungetüm denken, wenn der Süßwasserpolyp auch nach ihm getauft worden ist; denn unsere Hydra ist nur winzig klein und hat überhaupt gar keinen eigentlichen Kopf, sondern nur ein Mundstück. Die nachfolgenden Beobachtungen sollen aber von zahlreichen interessanten Wahrnehmungen berichten, die man an ihr machen kann.